

Rainer M. Schröder

Dschingis Khan

König der Steppe

Roman



Zehntausend mongolische Krieger griffen an. Vierzigtausend Pferdehufe trommelten über die Steppe, wirbelten den trockenen Staub zwischen den niedrigen Sträuchern auf und zogen einen gewaltigen Staubschleier hinter sich her. Krummschwerter und Lanzenspitzen funkelten im Licht der brennenden Sonne. Die Bogenschützen hielten ihre todbringenden Pfeile bereit. Die Erde dröhnte vom donnernden Schlag galoppierender Pferde. Wie ein schreckliches Gewittergrollen eilte es den heranjagenden Mongolen voraus.

»Tod den Tataren!«

Jesügei, der Häuptling der Qiyat aus dem Stamm der Bordjigin, ritt an der Spitze seiner Krieger. Er saß weit vornübergebeugt im Sattel, das Haar vom Wind zerzaust, das Schwert in der Hand. Der stämmige Reiter zu seiner Rechten trug das Feldzeichen des Qiyat-Klans, eine Stange mit mehreren weißen Yakschwänzen an der Spitze, in den Kampf. Ein fröhliches Lachen lag auf seinem Gesicht. Kämpfen – das war der Lebensinhalt der Mongolen.

Der Angriff von Jesügeis Truppen erfolgte mit der Wucht eines unaufhaltsamen Wintersturmes aus der Wüste Gobi. Ein dichter Pfeilhagel ging auf die Tataren nieder, lichtete ihre Reihen. Und dann flogen die Lanzen.

Die beiden verfeindeten Steppenvölker prallten zusammen. Die Luft war erfüllt vom hellen Geklirr der Waffen. In den Kampfeslärm mischten sich die Schreie der Verletzten und das Wiehern und Schnauben der Pferde.

Der Nahkampf wogte auf der Steppe stundenlang hin und her. Obwohl zahlenmäßig leicht in der Minderzahl, leisteten die kampferprobten Tataren unter ihrem Anführer Temudschin erbitterten Widerstand. Mit tollkühnen Ausfällen versuchten sie die tödliche Umklammerung durch die mongolischen Reiterhorden zu durchbrechen. Immer wieder drangen starke Reitertrupps bis tief in die Reihen der Mongolen vor und hinterließen mit ihren Schwertern und Lanzen eine Schneise des Todes.

Jesügei und seinen Kriegern gelang es jedoch jedes Mal, solche Durchbruchsversuche zu vereiteln. Sie schlugen die ihnen verhassten Tataren blutig zurück und schlossen den Ring um sie immer enger.

Das Gemetzel nahm seinen Lauf. In diesem Gefecht Mann gegen Mann wurde von keiner Seite Gnade erwartet – und auch nicht gewährt. Blut schoss aus klaffenden Wunden, rann über das schweißnasse Fell der Pferde und versickerte augenblicklich im aufgewühlten Sand des ausgedörrten Steppenbodens. Pfeile und Lanzen bohrten sich tief in die gegnerischen Körper, schleuderten die Krieger aus dem Sattel, unter die Hufe aufsteigender Pferde.

Langsam, aber stetig neigte sich die Waagschale des Kriegsglücks den Mongolen zu. Die Tataren wichen allmählich zurück, kämpften auf verlorenem Posten.

»Ich will Temudschin!«, schrie Jesügei, als seine Reiter die Tatarengruppe in kleine Grüppchen aufgesplittert hatten und der Sieg ihnen gewiss war. »Aber ich will ihn lebend!«

Während einige seiner Männer ihr Heil schon in der Flucht suchten, verteidigte sich Temudschin, ohne vom Fleck zu weichen. Mit wuchtigen Hieben seines Krummschwertes bahnte sich Jesügei einen Weg hinüber zum Anführer der Tataren, der mit der ausdauernden Kraft und dem Mut eines Raubtieres kämpfte, obgleich man ihn in die Enge getrieben hatte. Nur wenige Getreue standen ihm noch zur Seite.

Jesügei wollte sich unbedingt mit diesem tapferen Krieger messen. Temudschin war ein ebenbürtiger Gegner, der das Krummschwert ausgezeichnet zu führen verstand. Mit ihm zu kämpfen, bedeutete eine Herausforderung an all seine Kraft, Geschicklichkeit und Erfahrung. Besiegte er ihn jedoch in einem Kampf Mann gegen Mann, würde das seinen Ruhm mehren und seine Stellung als Bagatur, als gewähltes Oberhaupt zahlreicher Stämme und Herrscher über mehr als vierzigtausend Zelte, festigen. Ein Bagatur musste stets aufs Neue beweisen, dass er in der Lage war, erfolgreiche Kriege und Beute bringende Raubzüge zu führen.

Eine Lanze verhinderte jedoch den direkten Kampf zwischen beiden Stammeshäuptlingen. Sie traf Temudschin mit großer Wucht seitlich am Kopf, fetzte die Haut auf und raubte ihm das Bewusstsein. Das Schwert entglitt seiner plötzlich kraftlosen Hand und er kippte nach hinten aus dem Sattel. Schwer schlug er auf dem Boden auf.

»Holt ihn und fesselt ihn!«, befahl Jesügei und ärgerte sich über die verpatzte Gelegenheit. Doch der dumpfe Grimm verrauchte schnell. Hatte er seine Männer nicht zum Sieg geführt?

Die Tataren wandten sich nun offen zur Flucht. Der Kampf war verloren. Sofort setzten die Mongolen ihnen nach. Sie streckten jeden nieder, der sich nicht schnell genug außer Reichweite von Schwert, Lanze und Pfeil begab. Denn der Flüchtende von heute war der Feind von morgen!

Jesügei verfolgte die Tataren mit seinen siegestrunkenen Kriegern bis zu ihrem Zeltlager, das er zur Plünderung freigab. Nach dem Gesetz der Steppe war es das Recht des Siegers, sich zu nehmen, was ihm gefiel. Die Männer durchsuchten die Zelte, rafften alles, was ihnen nur irgendwie »mitnehmenswert« erschien, an sich und suchten sich unter den Mädchen und Frauen die Schönsten aus, die sie als Gefangene mitnahmen.

Als Jesügei schließlich das Zeichen zum Aufbruch gab, existierte das Lager nicht mehr. Blut und Asche bedeckten den Boden.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht blickte Ölün-eke, Jesügeis Lieblingsfrau, zum Lattengerüst der Jurte hoch. Ihr Blick schien sich an den kräftigen biegsamen Pappelstämmen festkrallen zu wollen. Ein lang gezogenes Stöhnen quälte sich aus ihrer Kehle, während sich ihr junger Körper aufbäumte. Die Wehen kamen jetzt in immer kürzeren Abständen.

»Es wird gleich vorbei sein«, versuchte eine Dienerin Ölün-eke zu trösten und wischte ihr die schweißnasse Stirn ab.

Ölün-eke hörte das unverständliche Gemurmel des Schamanen neben sich, der die Geister von Himmel und Erde anrief und den Himmelsgott Tängri anflehte, Ölün-eke eine schnelle Niederkunft und dem Bagatur Jesügei einen kräftigen Sohn zu schenken.

Ölün-eke starrte auf die mit weißem Knochenpulver bestäubten Zeltwände und wünschte, der Schamane würde mit seinen Beschwörungsformeln aufhören. Sein monotoner Singsang wirkte alles andere als beruhigend auf sie. Doch sie wagte nicht, ihm das zu sagen. Denn obwohl sie wenig Zutrauen zu seinen Prophezeiungen und Geisterbeschwörungen hatte, fürchtete sie ihn doch auch.

Plötzlich dachte sie an jenen Frühling zurück, als Jesügei sie zu seiner Lieblingsfrau gemacht hatte. Weder hatte er um sie geworben, noch hatte er sie gefragt. Er hatte sie einfach genommen. Mit Gewalt.

Ölün-eke war einem jungen Krieger vom Stamm der Merkiten versprochen gewesen. Tschiledü, so lautete sein Name, kam in jenem Frühling zum Stamm der Qongirat, um seine Frau abzuholen und ins Ordu, ins Zeltlager der Merkiten, zu bringen. Auf ihrem Weg dorthin kamen sie auch in das blühende Onon-Tal, die Heimat der Bordjigin.

Jesügei, der mit einem abgerichteten Falken zur Jagd ausgeritten war, bemerkte sehr bald den einzelnen Reiter und den kleinen Karren, der von einem zweihöckrigen Kamel gezogen wurde. Das wunderschöne Mädchen auf dem Karren gefiel ihm auf Anhieb. Und er brauchte nicht lange zu überlegen, um zu wissen, was er zu tun hatte.

Er preschte zum Lager und kehrte im Handumdrehen mit zweien seiner Brüder zurück. Als Tschiledü bemerkte, dass sie verfolgt wurden, erschrak er und erwies sich als wenig tapfer.

Olün-eke beschwor ihn, sein Leben zu retten. »Die Männer sehen verdächtig aus. Vermutlich trachten sie dir nach dem Leben.«

Zögernd und fieberhaft überlegend, was er nur zu ihrem und seinem Schutz unternehmen sollte, blickte er zurück. Die drei fremden Reiter kamen schnell näher. Und ihr wilder Galopp ließ nichts Gutes vermuten.

»Was soll ich nur tun?«

»Rette dein Leben, Tschiledü!«, drängte Ölün-eke ihn, nahm das seidene Tuch von ihren Schultern und warf es ihm mit den Worten zu: »Atme diesen meinen Duft und flieh!«

Tschiledü fing das Tuch auf, warf ihr einen letzten verzweifelten Blick zu und trieb sein Pferd an. Jesügei und seine beiden Brüder jagten hinter ihm her, den Onon-Fluss aufwärts. Sie verfolgten ihn noch über sieben Hügelrücken, dann rissen sie ihre Pferde herum und ritten zurück zum Kamelkarren.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang Jesügei von seinem feurigen Hengst, band das Kamel vom Wagen und spannte sein Pferd an die Deichsel, während seine beiden Brüder rechts und links vom Brautkarren ritten.

Ölün-eke beklagte ihr unseliges Schicksal und weinte herzerreißend. Sie jammerte auch, dass man ihr den Mann genommen hatte.

Einer von Jesügeis Brüdern brach schließlich das Schweigen und herrschte sie an: »Der, den du an dich pressen möchtest, hat schon viele Pässe überschritten. Der von dir beweint wird, hat schon viele Wasser durchritten. Wenn du seine Spur suchtest, würdest du seinen Weg nicht erspähen. Sei still!« Verachtung sprach aus seiner Stimme. Was war auch von einem Mann zu halten, der im Angesicht der Gefahr seine Braut verließ und die Flucht ergriff?

Obwohl seine Worte die Wahrheit trafen, vermochten sie Ölün-eke doch nicht zu trösten. Zu frisch war der Schmerz. Und sie weinte noch immer, als Jesügei mit seiner hübschen Beute im Ordu am Oberlauf des Onon eintraf.

Zwar war Jesügei kein mächtiger Khan, sondern nur ein Bagatur, was so viel wie Klanhäuptling bedeutete. Aber er herrschte über ein stattliches Lager von über vierzigtausend Zelten und über das Gebiet zwischen den Flüssen Onon und Kerulen. Er vermochte dem jungen Mädchen vom Stamm der Qongirat einiges zu bieten. Das konnte man schon erahnen, wenn man das Zeltlager von Weitem sah.

In der Mitte des Lagers stand das Zelt des Häuptlings. Es war ein Rundzelt von etwa fünf Metern Durchmesser. Ein meterhohes, hölzernes Gerüst aus Latten bildete den Unterbau. Biegsame Pappelstämme schlossen sich an das Lattengerüst an und formten das kegelförmige Dach. Weißer Filz bedeckte das Gestänge. Verlor der Filz im Lauf der Zeit die Farbe, bestäubte man ihn mit Knochenpulver.

Die feste Feuerstelle befand sich genau in der Mitte der Jurte, sodass der Rauch durch die Öffnung in der Spitze des Zeltes abziehen konnte. Von den Zeltstangen hingen alle möglichen Geräte herab, während kostbare Stoffe, Gold, Edelsteine und andere wertvolle Dinge in be-

malten Truhen aufbewahrt wurden. Bunte Filzteppiche bedeckten den Boden, während man tagsüber das Bettzeug gebündelt längs der Wand zurechtlegte.

Um das Zelt des Häuptlings stellten die anderen Familien, Sippen und Stämme, die dem Bagatur Treue und Gefolgschaft geschworen hatten, ihre Zelte in Kreisen auf. Die zahlreichen Karren bildeten den äußeren Ring um das Lager, während die Viehherden die nahen Weiden abgrasteten.

Jesügei brachte Ölün-eke sogleich in sein Zelt, dessen Eingang wie bei allen Mongolenzelten nach Süden gerichtet war, nach Chin, dem sagenreichen Land der Chinesen – letztlich das Ziel aller kriegerischen Steppenvölker.

»Du wirst es gut bei mir haben«, versicherte Jesügei und schickte Sklavinnen zu ihr, damit es ihr an nichts fehlte.

Ölün-eke hoffte anfangs immer noch darauf, dass der Stamm ihres Bräutigams versuchte sie aus der Gefangenschaft zu befreien. Doch die Merkiten ließen sich nicht blicken. Offensichtlich war sie ihnen keinen Kriegszug gegen die Bordjigin wert. Und allmählich fügte sich Ölün-eke in ihr Schicksal, das ihr von Tag zu Tag weniger grausam erschien.

Tschiledüs Bild verblasste allmählich. War er nicht wirklich feige gewesen, sie im Augenblick größter Gefahr einfach sich selbst zu überlassen? Wie anders dagegen war doch Jesügei. Ein tapferer Krieger, der die Gefahr nicht fürchtete und ihr zudem ein Leben bieten konnte, von dem sie unter Tschiledüs Dach noch nicht einmal zu träumen gewagt hätte.

Jesügei besaß zwar bereits eine Frau, Sütschigil. Von ihr hatte er den Sohn Bekter. Doch er erkor Ölün-eke zu seiner Lieblings- und Hauptfrau und versprach ihr: »Deine Söhne sollen dereinst meine Nachfolge antreten!«

Und nun war es so weit. Jesügei befand sich auf einem Kriegszug gegen die Tataren und sie lag in den Wehen ihrer ersten Niederkunft. Was aber geschah, wenn sie ihm keinen Sohn gebar? Diese Vorstellung quälte sie eine Zeit lang noch stärker als die körperlichen Schmerzen. Ihre Sorge erwies sich als unbegründet. Eine Stunde später schenkte sie einem gesunden, kräftigen Jungen das Leben. In seiner Faust hielt er einen dicken Klumpen geronnenen Blutes – dunkelrot wie ein Rubin.

Man schrieb das Jahr 1155. Im Kalender der Mongolen, die in himmlischen zwölfjährigen Perioden rechneten, war es das Jahr »Gach« – das Schweinsjahr. Dieser Knabe, in einer mongolischen Jurte am Onon-Fluss geboren, später Dschingis Khan genannt, sollte als der größte Eroberer aller Zeiten in die Weltgeschichte eingehen.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichte Jesügei mit seinen siegreichen Reitertruppen das heimatliche Zeltlager. Die Kunde von der Geburt seines Sohnes eilte ihm entgegen.

In freudiger Erregung ritt Jesügei zu seinem Zelt, wo ihn der Schamane empfing.

»Jesügei-Bagatur, dies ist ein großer Tag für dich und den Stamm der Bordjigin«, sagte der oberste Schamane feierlich. »Du hast nicht nur die Tataren in den Staub geworfen, sondern der Himmelsgott hat dir durch Ölün-eke, deine Lieblingsfrau, an diesem Tag auch noch einen Sohn geschenkt. Zur Stunde seiner Geburt kreiste ein Adler über dem Ordu – und in seiner Faust hielt der Knabe einen Klumpen geronnenen Blutes!«

»Und wie deutest du diese Zeichen?« Jesügei stellte die Frage nur aus Höflichkeit, denn man brauchte nicht Schamane zu sein, um diese Zeichen richtig deuten zu können.

»Der Adler und das Blut sind gute Omen, Jesügei-Bagatur. Dein Sohn wird einmal ein gewaltiger Krieger sein, das sagen uns die Zeichen.«

Jesügei lachte. »Ich hätte von meinen Söhnen auch nichts anderes erwartet.«

Der oberste Schamane wollte mit der Deutung der Omen noch fortfahren und setzte zu einer weitschweifigen Erläuterung an. Doch Jesügei hatte für langatmiges Gerede nie viel übrig gehabt. Er rammte seine Lanze neben das Zelt.

»Erzähl mir das später«, sagte er zu dem Schamanen und schlug das Fell vor dem Eingang zur Seite. Mit zärtlichem Blick trat er an das Bett von Ölün-eke. Und dann reichte ihm eine Dienerin den Jungen.

Stolz trat in seine Augen, als er das Kind in die Hände nahm und hochhob. Das Baby ballte sofort die Hände zur Faust und begann zu schreien.

Jesügei lachte. Sein Sohn hatte kräftige Lungen, und alles andere würde er als Sohn und Nachfolger des Bagaturs schnell lernen. Weiß Gott, aus ihm würde ein tapferer Mongolenkrieger werden. Und sicherlich würde seine Macht eines Tages weit über die Grenzen hinausreichen, in denen sein Wort, Jesügei-Bagaturs Wort, Gesetz war.

Und da es bei den Mongolen Brauch war, den Namen eines Menschen nach dem wichtigsten Ereignis bei seiner Geburt auszuwählen, gab Jesügei seinem Sohn den Namen Temudschin.

Temudschin bedeutete »Schmied« und das Handwerk des Schmiedes stand bei den kriegerischen Steppenvölkern in hohem Ansehen.

Jesügei gab zur Feier seines erstgeborenen Sohnes Temudschin ein rauschendes Fest in seinem Ordu. Die Gäste kamen von weit her und brachten Geschenke mit, die möglichst weiß

waren und in irgendeiner Beziehung zu der Zahl neun standen. Die Mongolen verehrten die Neun als Glückszahl und Weiß als Glücksfarbe.

Und während das rauschende Fest seinen Gang nahm, versicherten die unter Jesügei-Bagatur vereinigten Klan- und Stammesführer immer wieder, dass Temudschin eines Tages bestimmt ein hervorragender Krieger und Häuptling sein würde, in jeder Hinsicht würdig, die Nachfolge des großen Jesügei-Bagatur anzutreten.

Doch diejenigen, die so redeten, sollten in der Stunde der Not die Ersten sein, die ihren Treueschwur vergaßen und Temudschin sogar nach dem Leben trachteten.